

Zeitschrift: Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 100 (2020)
Heft: 1076

Artikel: Sagen Sie mal...
Autor: Ranisch, Volker / Schulze, Markus / Moser, Edda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-914582>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sagen Sie mal...

Sechs Fragen und sechs Antworten
aus der weiten Welt
der Sprache.

Volker Ranisch, was ist der Reiz am Rezitieren?

So wie manch einer, der als Kind Probleme mit der Atmung hatte, sich später eine Profession sucht, bei der ausgerechnet der Atem eine gewichtige Rolle spielt – unter klassischen Sängerinnen und Sängern, aber auch unter Sportlern soll es überproportional viele Asthmatiker geben –, so ist auch meiner Passion, Dichtersprache in freier Rede zu rezitieren, ein Leidensweg vorausgegangen. Am Fusse des Erzgebirges geboren und aufgewachsen, war meine Aussprache mit einem Dialekt behaftet, der sich grundsätzlich wenig dafür eignete, der formvollendeten Sprache unserer grossen Meister auch nur annähernd zu genügen. Darüber hinaus wurde mein breites Sächsisch in herber Lieblichkeit von holländisch vernuschelten Zischlauten verziert – die Kriegswirren hatten die Mutter meiner Mutter von den Niederlanden her in diesen Landstrich verschlagen.

Besagte Grossmutter begegnete dem Sprachendilemma auf eigene Art und machte aus ihrer Not eine Tugend. Sie verstieg sich ins Deklamieren, was mich als Kind stark beeindruckt hat. Es wehte mich etwas von weiter Welt an, von Stil und Form. So wollte ich auch reden können. Die wirkliche Schönheit von Kunst, von Inhalten, brachte mir und einem Grüppchen Gleichgesinnter dann eine theaterbesessene Musikpädagogin näher, indem sie mit uns über Jahre hinweg einen kleinen Schülertheaterbetrieb am Laufen hielt.

Als solch gearteter Rohling sollte ich nun auf der Hochschule in Leipzig zu einem Schauspieldiamanten geschliffen werden. Es gelang. Und gelang doch nur halb. Warum? Die Sprache! Darf sie noch Pathos haben? Interessieren Inhalte noch? Interessieren Dichter? Natürlich tun sie das. (Merkt euch das, Banausen!)

Mich jedenfalls interessiert am Theater – beim Film nicht unbedingt – sehr wesentlich die Sprache. Es ist für mich ein

lustvoll energetischer Vorgang, mir Texte anzueignen. Das heisst Sätze zu begreifen, mir Worte einzuverleiben, diese dann als gesprochene Sprache zu behandeln und zu erkennen, wenn zum Beispiel die musikalische Form der Sprache im wunderbaren Widerspruch zum Inhalt des Gesagten steht. Dabei kann es Situationen geben, die das Mass des sonst Erlebbaren übersteigen: ein Déjà-vu etwa, aber auch das Gegenteil – ein Jamais-vu-Erlebnis, bei dem das eben noch Vertraute fremd wird. Für einen Moment ist die Welt dann eine andere und wird vielleicht sogar ein wenig fassbarer, als sie eben noch war.

Ich «übe» nicht speziell. Die Texte begleiten mich ohnehin, sie sind da und warten darauf, wieder neu gedacht und gesprochen zu werden. Es gibt eine mir unbewusste Seite, die in ständigem Kontakt zu ihnen steht und sie scheinbar willkürlich aktiviert: beim Autofahren, nachts, tags, wann immer. Dann widme ich mich ihnen, um zu erfahren, was sie wollen. Manchmal wollen sie nur da sein.

Da ich also Texte nicht lerne, sondern bestenfalls auf geschilderte Weise erlebe, empfinde ich den Vorgang der Aneignung prinzipiell als eine Bereicherung. Ich lese Texte wie ein Musiker die Partitur. Sind mir deren Strukturen zu eigen geworden, kann ich mich darin frei bewegen und lade dazu ein, mir als Wanderer durch diese Landschaft zu folgen. Wie jeder passionierte Wanderer erkunde ich gern neue Landschaften, kehre aber auch gern an liebgewonnene Orte zurück. Übertragen auf die Texte heisst das, dass mein Repertoire stetig wächst. Derzeit bin ich mit sechs verschiedenen Theaterinszenierungen parallel unterwegs.

Nein, es wird mir noch immer nicht langweilig, immer dasselbe zu sagen – da es nicht immer dasselbe ist. Beständig wechseln Ort und Publikum; die Welt ist nicht die, die sie gestern noch war, und mit ihr ich; das macht etwas mit jedem Abend. Es gibt Gäste, die darauf schwören, dass ich damals, als sie den Abend zum ersten Mal gesehen haben, ganz andere Texte gesprochen hätte. Ich weiss es besser.

Nein, ich vermisse auch die sonst üblichen Bühnenpartner nicht, da ich bei diesen Veranstaltungen viel stärker als sonst im Dialog mit dem Publikum bin und dieses als meinen Partner empfinde. Ein Monolog ist es also ohnehin nicht. Darüber hinaus habe ich noch das Vergnügen, alle anfallenden Rollen selber spielen zu dürfen.

Was mich antreibt, sind die Lust und die Neugier auf etwas an sich Überflüssiges im besten Sinne des Wortes. Zu diesem Thema gibt es übrigens auch einen schönen Text, eine Novelle von Ludwig Tieck: «Des Lebens Überfluss». Daraus wird ein neuer Theaterabend entstehen. Achten Sie im Herbst auf die «Eisblumen».

Volker Ranisch

ist Schauspieler. Sein Markenzeichen sind Soloabende, an denen er – natürlich auswendig – literarische Klassiker rezitiert und spielt, zuletzt etwa Thomas Manns «Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull». Sein nächstes Programm «Eisblumen» nach Ludwig Tiecks «Des Lebens Überfluss» ist für Herbst 2020 geplant.

Pater Schulze, wie ist es, wenn man dauernd zu Gott spricht, aber keine Antwort bekommt?

Unsere öffentliche Vernunft ist religiös unmusikalisch, weniger poetisch gesagt: agnostisch. Sie rechnet nicht mit Antworten Gottes und hat viele Gründe zu lehren, man solle solche auch nicht erwarten.

Doch Gott ist nicht ein Gesprächspartner, der mir im Dialog – von mir getrennt – gegenübersteht. Würde er das, er hörte im selben Augenblick auf, Gott zu sein. Gott als Unendlicher ist nicht nur mir gegenüber, sondern auch in mir, er übersteigt und er durchdringt mich (wie jeden anderen) gleichermassen. Das bedeutet: Eine Antwort auf meine betend-

besinnliche Ausrichtung auf ihn kann es, wenn es denn seine ist, nicht rein von aussen an mich geben, sie muss auch aus meinem eigenen Inneren aufsteigen. Die Antwort auf Not und Zweifel, die ich mir selber gebe, und die, die mir von Gott zuteil wird, lassen sich nicht fein säuberlich trennen, denn der Gott, der meine Seele in Schwingung versetzt, und der Gott, der mich durch äussere Umstände angeht, ist ein und derselbe.

Schwingung? Wie versetzt mich der Schöpfer und Vollender in Schwingung? Dadurch, dass uns keine besinnlich-betende Annäherung an ihn kalt lässt. Selbst wenn wir im Gebet nur traurig oder wütend werden, ist das schon Schwingung und zeigt uns zumindest unsere Wahrheit, den Ort, wo wir in der Beziehung zu Gott stehen – und vielleicht auch den, wo er wirkt. Gott spricht zu uns im Ganzen der Wirkungen, die er geschehen lässt, denn Gott ist die Ganzheit, die meine Ganzheit und die aller anderen in lebendigem Austausch hält.

Braucht es dazu Gott? Könnte man nicht einfach auch sagen: das Leben *als Ganzes*? Doch, das kann man sagen; als Theologe würde ich ergänzend dazu Gott als das Leben *in Person* ansprechen, denn nur eine Person kann Personen verstehen und ihnen Antwort zukommen lassen.

Gott *hat* keine Antwort, er *ist* Antwort – auf unser Woher und Wohin, auf unser Warum und Wozu, auf unser Wie und Wiewie. In der Annäherung an diese Antwort ergibt sich jene Schwingung des eigenen und fremden Lebens, aus welcher sich auch (ohne empirische Überprüfbarkeit und ohne dogmatische Vorabfestlegung – aber wirksam) Antworten im einzelnen ergeben können. Mehr liegt nicht drin; aber darin liegt mehr als alles, worüber wir selbstgewiss verfügen.

Markus Schulze

ist Professor für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar und Seelsorger der katholischen Pallottiner-Kongregation. Neu von ihm erschienen: «Glaube und Heil. Thomas von Aquin für heute» (Herder 2020).

Edda Moser, warum verstehen wir die Oper so wenig?

Ich sehe zwei Ursachen. Erstens: Wenn wir als junge Leute – aus Bildungsgründen – von unseren Eltern in die Oper gebracht wurden, dann waren wir *vorbereitet*. Es gibt ja hervorragende Opernführer, und als wir zum ersten Mal in die «Meistersinger» gegangen sind, hat unser Vater uns vorab eben etwas über die Handlung erzählt, aber auch über Nürnberg im 15. und 16. Jahrhundert, Hans Sachs und so weiter. Wir sind aber auch mit der Schule immer wieder in die Oper gefahren, in den «Freischütz» oder die «Zauberflöte», ebenfalls gut vorbereitet. Diese Vorbereitung prägt einen für ein ganzes Leben. Leider werden der Musik- und der Deutschunterricht in den Schulen heute enorm vernachlässigt. Das Gewicht liegt eben woanders: auf der Technik, der Mathematik oder was weiss ich. Es ist tragisch.

Auf der anderen Seite wird die Oper heute durch die Regisseure in einer so sträflichen Weise verändert, dass die jungen Leute den Inhalt gar nicht mehr kennen. Das ist eine Verletzung der guten Sitten und ein Betrug am Komponisten und am Textdichter! Die glauben, ein Stück «zeitgenössischer» und fürs heutige Publikum verständlicher zu machen, indem sie eine vollkommen selbst erdachte Version zeigen. Heraus kommt aber nichts als eine Fälschung. Das beschränkt sich nicht auf die Oper: Als ich einmal in Weimar war, um an die Quelle des «Faust» zu kommen, habe ich das Stück nicht wiedererkannt. Da sprach der Mephisto die Worte, die der Faust sprechen sollte, die Mephisto-Passagen sprach der Faust, und beim Prolog im Himmel sprach Faust, wo Gott sprechen sollte. Goethe hätte sich im Grab umgedreht – und alle, die ihn als grossen Dichter verehren, mit ihm! Wie soll man so die Tragik und Dramatik des «Faust» begreifen? Ich bin in der Pause nach Hause gefahren. Diese Regisseure bekommen viel Geld, und je verfälschter die Inszenierungen sind, desto mehr schlagen sie heraus. Wir leben in der ganzen Theaterwelt im Betrug. Die Demut ist uns abhandengekommen, nicht nur auf der Bühne.

Damit wir uns richtig verstehen: Ich habe überhaupt nichts gegen modernes Theater. Die «Salome», die ich in Paris mit Kent Nagano und Jorge Lavelli gesungen habe, war hochmodern – ich spielte barfuss in einer Wüste zwischen Autowracks, und Jochanaan kam völlig verdrückt aus irgendeiner Höhle gekrochen. Man muss das nicht mit Federhüten und Rokokokleidern spielen – überhaupt nicht nötig. Ein Wieland Wagner hat so viel von der Bühne weggenommen, *aber das Stück hat als solches immer gestimmt*. Man kann machen, was man will, aber der Inhalt muss gewährleistet sein. Beim «Festspiel der deutschen Sprache», das ich 2006 ins Leben gerufen habe, habe ich deshalb gesagt: Regie kommt nicht in Frage. Die Künstler sitzen an Tischen, und dann wird «Kabale und Liebe» gelesen. Die Regie macht die Sprache. Und das klappt. Dieses Jahr machen wir unter anderem die «Zauberflöte» – in einer Version von Goethe. Der meinte ja in seiner ganzen Selbstgefälligkeit, Mozart noch verbessern zu können.

In meinem hohen Alter muss ich zuweilen von der guten alten Zeit sprechen, sehen Sie mir das nach. Ich durfte mit grossen – aber eben: demütigen! – Regisseuren arbeiten, die wissend und gebildet waren, dass es zum Zungenschnalzen war. Ich habe am Tag der deutschen Wiedervereinigung in Leipzig «Fidelio» gesungen und dem Florestan die Ketten abgelegt – was für ein Bild! Und meine Aufnahme der Königin der Nacht aus der «Zauberflöte» schwebt auf einer Kupferplatte durch die Galaxien, die 500 Millionen Jahre halten soll. Eine Gnade. Ich hatte wahrlich ein erfülltes Bühnenleben. Mir tun bloss die jungen Leute leid, die kaum noch die Möglichkeit haben, die Leidenschaft eines Theaterabends zu erleben, wie ich das noch kenne: Wie wir uns die Augen ausgeweint haben über den «Faust», wenn das Ende endlich da war! Ja, auch die Träne ist aus den Theatersälen völlig verschwunden.

Edda Moser

ist Opernsängerin, Professorin an der Hochschule für Musik in Köln und künstlerische Leiterin des Festspiels der deutschen Sprache in Bad Lauchstädt. Ihre Interpretation der Königin der Nacht aus Mozarts «Zauberflöte» gehört zu den Ton- und Bilddokumenten, die an Bord der Raumsonde Voyager 2 mitfliegen und fremde Zivilisationen über die Menschheit informieren sollen.

Marianne Degginger, wie sprechen Juden über die Shoah?

Zunächst einmal und vor allen Dingen: **Z**gar nicht. Meine Eltern haben mir zwar schon mit drei Jahren eingebleut, dass ich nur mit diesen und jenen Kindern und nur in bestimmten Gärten spielen durfte. «Wir sind anders als die anderen», haben sie gesagt, und viel mehr an Erklärung kam da in den folgenden Jahren auch nicht dazu. Man hat die Kinder nicht eingeweiht – und ich habe auch nicht weiter gefragt. Ich habe einfach nur meinen Eltern gehorcht. Ich sollte auf meinen jüngeren Bruder aufpassen und pünktlich zu Hause sein, und also tat ich wie geheissen.

Das war preussische Erziehung, aber natürlich steckte dahinter auch die grosse Angst meiner Eltern, dass uns als «jüdische Mischlinge ersten Grades» etwas zustossen könnte. Das einzige Mal, dass mich mein Vater geschlagen hat, mit der Hand auf den Po, war denn auch, als ich einmal auf dem Heimweg von der Sonntagsschule – der evangelischen! – getrödelt habe und eine Stunde später als gewohnt nach Hause kam. Gesagt hat er nichts, gewirkt hat es trotzdem: Ich kann es heute noch nicht ertragen, zu spät zu kommen. Dass sich mir das derart eingebrannt hatte, dass es zu einem zwanghaften Tick geworden war, habe ich erst viel später gemerkt; ich dachte, jeder sei so.

Im Krieg durften wir dann gar nicht mehr auf die Strasse. Aber auch das reichte nicht, obwohl wir ein grosses Haus und sogar noch eine Angestellte hatten, als das für Juden längst verboten war. Der Berliner Vorort Kleinmachnow, wo wir lebten, war zu klein, als dass wir uns da auf Dauer hätten versteckt halten können. Nicht weit von uns wohnte zudem eine besonders eifrige Führerin vom Bund Deutscher Mädel. Wir mussten also weg – aber das half auch nicht auf Dauer. Einmal sollten wir Kinder im Heimatort unseres «Mädchens» in Sicherheit gebracht werden, bis alles vorbei sein würde, aber schon nach

sechs Wochen standen Beamte vor der Tür und wollten unsere Geburtsurkunden sehen. Also mussten wir wieder weiter. So zogen wir ständig um, mehrmals für kurze Zeit auch nach Hause zurück. Dass wir überlebt haben, mussten wir dennoch einer schützenden Hand zu verdanken haben. Mein Vater war Übersetzer für die höheren Kader bei der Reichskreditanstalt, sie brauchten ihn wohl. Aber das sind nur Vermutungen.

Meine Grossmutter hat den Krieg nicht überlebt, sie ist nach Theresienstadt deportiert worden. Ich habe natürlich mitbekommen, dass meine Mutter tagelang geweint hat, aber sprechen konnte oder wollte sie darüber nicht. Hat sie sich vorgeworfen, dass wir in Deutschland geblieben waren? Vermutlich. Sie ist 1935 nach London gefahren, um meinen jüngeren Bruder zu gebären – so weit hat sie gedacht. Aber das Angebot einer wohlhabenden Bekannten, mit uns allen dort unterzukommen, schlug sie aus. Auch darüber wurde nie geredet.

Das Schweigen blieb auch nach dem Krieg. Die Existenz meiner Eltern war zerstört, und sie waren durch die ständige Umzieherei so ausgelaugt, dass sie ohnehin kaum noch sprachen. Dass mein eigenes Bedürfnis, mein Erlebtes auszudrücken und aufzuschreiben, erst im Rentenalter stärker wurde, hatte andere Gründe: Ich musste ja Geld verdienen. Als Büroleiterin einer Bekleidungsfabrik in St. Gallen war ich für die gesamte Korrespondenz und das Personalwesen verantwortlich – ich weiss gar nicht, wie ich daneben noch meine Kinder grossgezogen habe.

Dass ich meine Erinnerungen auf Deutsch aufschreiben würde, war für mich klar. Wie denn auch sonst? Deutsch war mein liebstes Schulfach, es ist meine Sprache, warum sollte ich mir das nehmen lassen? Das Jüdische ist ja nur ein Teil meiner Identität – und das Gerede von der «Sprache der Täter» ist ohnehin Quatsch: Die Nazis konnten doch gar kein Deutsch! Haben Sie einmal in Hitlers «Mein Kampf» hineingelesen? Furchtbar! Der ist doch vor Neid erblasst, weil er einem Joseph Roth, einem Stefan Zweig, einer Nelly Sachs niemals das

Wasser reichen konnte! Hätte man ihn bloss Maler werden lassen, dann wäre Europa vielleicht einiges erspart geblieben.

Marianne Degginger

wurde 1932 geboren und überlebte als Tochter einer jüdischen Mutter den Zweiten Weltkrieg in Deutschland. Über ihre Erfahrung schrieb sie das Buch «Schwieriges Überleben» (Hartung-Gorre 2008). Degginger lebt heute in St. Gallen.

Michael Fehr, wie liest und schreibt ein fast blinder Autor?

Mit mir kann man nicht über Neuer-scheinungen sprechen, dafür bin ich zu langsam. Vom Temperament her, aber eben auch durch meine Lebensumstände. *I lise ja nid, i lose*, und bis neue Titel bei der Schweizerischen Blindenbibliothek als Hörbuch verfügbar sind, dauert es seine Zeit. In der Regel warte ich so lange, eigentlich meistens noch länger. Wenn sich ein Roman zehn Jahre bewährt hat, kann ich ihn ja immer noch lesen.

Es ginge schon schneller, wenn ich unbedingt wollte: Ich könnte mir vom Verlag ein PDF schicken lassen und mir den Text vorlesen lassen. Bei Autoren, die ich kenne oder schätze oder beides, mache ich das auch. Nur liest da dann natürlich kein Erzähler, sondern eine blechern klingende Computerstimme. Das ist nicht immer ein Vergnügen, obwohl man ziemlich routiniert werden kann. Was mir bleibt, sind Mord und Totschlag – oder dann radikaler Tiefgang. Ich lese immer wieder Ovids «Metamorphosen», Laotse, auch die Bibel – pure Story! Wenn es spannend ist oder richtig kompliziert, kommt es weniger auf den Vortrag an, die «delivery», die für mich sonst zentral ist.

Ich schreibe auch nicht, ich spreche. Am Anfang habe ich meine Texte mit zwei Fisher-Price-Geräten aufgenommen. Das eine spielte die letzte Aufnahme ab, auf dem anderen nahm ich auf, was mir daran gefiel, und liess weg, was mir nicht gefiel. Play, Pause, Rewind, Record: Meine Finger wurden

ganz wund dabei. Ein Ingenieur hat dann für mich ein virtuelles Aufnahmegerät entwickelt, bei dem man Aufnahmen mittendrin ergänzen konnte, ohne zu überspielen, was danach kam – eine Funktion, die bei gängigen Programmen höchstens irgendwo ganz kompliziert zu finden war, also für mich gar nicht. Allerdings entstanden so pro Text Tausende kurzer Soundfiles. Einmal sind die Dateien eines fertigen Buches durcheinandergeraten. Ich musste es komplett neu einsprechen. Da ist mir zugutegekommen, dass ich im Hören so geübt bin. Ich habe viele Stellen noch im Kopf gehabt.

Heute mache ich alles mit dem iPhone. Die Aufnahmen werden automatisch in einem gängigen Format gespeichert, und als E-Mail erhalte ich sie auch noch. Genial! Aber es bleibt so, dass mein Erzählen sich im Kopf konkretisiert. Einmal eingesprochen, glätte und poliere ich nur noch. Je weniger Datenhandling, desto weniger wiegt meine Einschränkung. Die Transkription für meine Publikationen müssen aber immer noch Menschen machen. Einem Arzt oder einer Juristin mögen heutige Spracherkennungsprogramme perfekt erscheinen. Mit literarischer Sprache können sie aber nicht umgehen.

Michael Fehr

ist Erzähler. Für «Glanz und Schatten» gewann er 2018 einen Schweizer Literaturpreis. Im Herbst 2020 soll eine musikalische Koproduktion mit dem Schlagzeuger Rico Baumann erscheinen.

Reiner Kunze, was ist der Reiz der Knappheit?

Ich bemühe mich nicht um Knappheit. Für mich zählt, dass man nichts hinzufügen und nichts weglassen kann. ◀

Reiner Kunze

ist Lyriker. Er gilt als einer der wortkargsten seiner Zunft.